

vollzieht sich als eine nachkommende Bewusstmachung dessen, was noch nicht verstanden worden ist. Grundsätzlich setzt Verstehen die Bereitschaft zur Suspension eigener Meinungen oder Vorurteile voraus. Mit diesem zeitweiligen Aussetzen oder Zurückstellen des eigenen Meinens beginnt die Suche nach Verstehen, nämlich eine fragwürdige Sache schwebend in die Anschauung zu bringen und der Frage zuzuführen.“ (S. 281) Wenn die Fremdheit zu groß zu werden droht, helfen kleine Fallvignetten oder Beispiele aus Romanen und Erzählungen großer Schriftsteller, die immer wieder eingestreut werden, den Blick auf die Praxis nicht zu verlieren.

Anlässlich des 75. Geburtstags von Winfried Münch im vergangenen Jahr hat Wolfgang Weigand in der Zeitschrift *Supervision* darauf hingewiesen, dass seinem Kollegen vor allem die Suche nach dem Grund der Phänomene wichtig sei. Dabei bringe er Widerborstiges, Querliegendes und Unmodernes zur Sprache und setze „dem Zeitgeistigen und Modernen und scheinbar aktuell Notwendigen zunächst einmal eine Frage, eine Alternative, eine Antithese gegenüber.“ (*Supervision* Heft 1/2011) Die nun vorliegende Konzeptualisierung der „Tiefenhermeneutischen Beratung und Supervision“ wirkt auf mich ähnlich: angesichts dessen, was in den letzten Jahren zur Praxis der Supervision veröffentlicht wurde, wird die Frage nach der Notwendigkeit und Möglichkeit von Beratung noch einmal grundsätzlich gestellt. Muss das sein? Müssten nicht angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse und des zunehmenden Drucks auf die Beschäftigten in der modernen, flexiblen Arbeitswelt ganz andere Fragestellungen im Focus stehen?

Von Zeit zu Zeit scheint es sinnvoll, dass sich unsere Profession ihrer Grundlagen versichert und sich von den scheinbaren Zwängen und willkürlichen Abhängigkeiten befreit. Da geht es uns wie den Ratsuchenden Supervisandinnen und Supervisanden, die uns aufsuchen: „Damit sich aber ein solches Subjekt, das sich in vernünftiger Weise um sich selbst sorgt, konstituieren kann, nimmt man am besten beraterische Unterstützung durch einen anderen in Anspruch, der dabei hilft, sich selbst zuzuwenden und sich auf sich selbst rückzubedenken. Wer sein Selbst vor seinem inneren Auge hat, der kann auch den Blick wenden und sich selbst vor Gefahren schützen, die um ihn lauern. Denn das aufgeklärte Selbst, das seine Grenzen kennt, ist der sicherste Hafen, wo das verfügende, handelnde Subjekt in Bezug auf das, was es umgibt, Kraft zum Handeln und zugleich Schutz findet.“ (S. 384) Für einen derartigen ratgebenden Dialog bietet sich dieses Buch an. Für manche Leserinnen und manchen Leser mag die Sprache im ersten Zugang altmodisch oder gar abweisend anmuten. Sie widersetzt sich der schnellen Rezipienten und ist beides gleichzeitig: fremd und präzise. Die Ausführungen Winfried Münchs erzwingen und ermöglichen vielfältige Perspektivenwechsel, die deutlich werden lassen, wo man selbst schon lange nicht mehr hingeschaut hat, und die etwas sichtbar werden lassen, womit eine kritische Auseinandersetzung lohnt.

Jürgen Kreft

Sabine Maasen/Jens Elberfeld/Pascal Eitler/Maik Tändler (Hrsg.): Das Beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den langen Siebzigern. Kulturgeschichte der Moderne Band 7, Bielefeld (Transcript Verlag) 2011, 318 Seiten, 32,80 EUR.

Als Michel Foucault seine ersten Studien zur Gouvernementalität vorlegte, da gehörte die Definition und Beschreibung der Pastormacht zur wohl beratungswissenschaftlich fundiertesten Kritik an Beratung, Supervision und Therapie und ging weit über z.B. „Mikrophysik der Macht“ (Foucault 1984) hinaus. Im Mittelpunkt stand bei dieser Machtform der Pastormacht, laut Foucault, die Technik der Seelen- und Gewissensführung als eine Art individualisierender Macht, die die Grenzen der Person im Namen des Guten verletzt und aus dem Willen des Guten oder des Heils diese Verletzung der Ich-Grenzen markiert. Diese individualisierende Macht fragt immer nach den eigenen Handlungen, den eigenen Anteilen und Motiven und kann deshalb starke Scham auslösen (vgl. Hilgers/Bastian über Kain und Abel). Foucault hat zu Recht darauf hingewiesen, dass die verstehenden explorativen Techniken historisch im polizeilichen Kontext entstanden sind und sich nicht durch die Art der Gesprächsführung, sondern allein durch den Rahmen, wie zum Beispiel die Vertraulichkeit, das Zeugnisverweigerungsrecht, die Zusicherung nur zum Besten des Klienten zu handeln, von diesem unterscheiden.

Gouvernementaltheoretisch handelt es sich bei der Seelen- und Gewissensführung um einen Vorgang, den Foucault als Verbindung von Führung, Macht und der Illusion der Sorge mit dem Bildnis des Hirten/Pastors beschreibt. Psychologisch werden durch die von Foucault besonders beschriebene Art der Kommunikation unter pastoralen Bedingungen, die Verletzungsoffenheit und das Anerkennungsbedürfnis eines jeden Menschen vom Therapeuten und Berater oder Seelsorger benutzt, um in die „ideelle Sphäre einer Person“ einzudringen, die Max Scheler als „Bezirk der Ehre“ und Goffman als „Heiligkeit der Person“ beschreibt. Hier entfaltet sich dann die individualisierende Macht (vgl. dazu auch Gröning 1998 als Scham-Problem der Pflege). Unter den entsprechenden institutionellen Bedingungen geraten einführende und verstehende Gesprächsführungstechniken zu Machtmitteln, die es vor allem auf den Zugang zur inneren Wahrheit der Person absehen. Die Verwendung dieser Technik der Macht ist nach demokratischer rechtlicher Auffassung nur mit ausdrücklicher Zustimmung der betroffenen Person erlaubt, zu begrenzen und zu reflektieren. Nun ist die zentrale Frage – und dies ist eine Leifrage, die sich durch fast alle Beiträge des vorliegenden Buches wie ein roter Faden zieht – wie es kommen konnte, dass diese Begrenzungen verletzt und Beratung bzw. Therapie sich zur „Psychotechnik“ zu Strategien der Selbstregulation und zur Employability entwickeln konnten. Diese richtige und wichtige beratungswissenschaftliche Frage wird im vorliegenden Herausgeberband kritisch bearbeitet. Dabei generalisieren die Autoren – und zwar durchgängig – Beratungsformen und Psychotherapie/Psychoanalyse als Psychowissen und werten sie als Herrschaftstechniken ab.

Die Beratungs- und Therapiekritik, die seit den 1970er Jahren nachweisbar ist und auf die die Autoren quasi aufsetzen, wird in ihrem Beitrag für eine Reflexivität der Verbreitung von Beratung und Therapie weitgehend ignoriert. Gleichwohl liefert der Band eine Fülle von wichtigen Impulsen zur Beratungswissenschaft und führt deren Erkenntnisse im Sinne einer kritisch-emanzipatorischen Theoriebildung weiter.

Jedoch fehlen Beiträge der „alten Beratungswissenschaft“, aus der Pädagogik; der Sozialpädagogik und der Supervision. Zur Erinnerung deshalb: Seit den 1970er Jahren begannen Berater, Supervisoren und Therapeuten, sofern sie sich als „kritisch“ verstanden, eine Auseinandersetzung mit den kulturellen und gesellschaftlichen Wirkungen der Verbreitung von Beratung. Schon zu Beginn der 1970er Jahre hat z.B. Halmos (1972) die Therapeutisierung als gesellschaftliches Phänomen beschrieben. Ihm folgten in den 1980er Jahren die Erziehungswissenschaftler Bude (1988), Schmitz et. Al. (1989) für die Beratung insbesondere die Supervision durch einen angestellten Berater, Kasakos (1981) für die sozialpädagogische Beratung, später dann Gaertner (1995) und die Verfasserin dieses Beitrages (2006, 2011) – ohne jedoch viel Resonanz auszulösen. Beratung boomte und für kritische Beratungswissenschaft schien es wenig Interesse zu geben.

Sabine Maasen beschreibt Beratung in diesem Sinn als Fremdführungstechnologie und kontextualisiert sie als Phänomen seit den 1970er Jahren (indessen kann die Verbreitung von Beratung durch die Professionalisierung sozialer Arbeit als gesetzlicher Anspruch schon vorher ausgemacht werden und ist von der Epoche der „inneren Reformen“ in den 1960er Jahren und den Reformen der sozialliberalen Koalition in den 1970er Jahren schwer zu trennen). Sodann wird der Sprung von der „Therapeutik“ der 1970er Jahre hin zur Fremdführungstechnologie in die 1990er Jahre vollzogen. Völlig ausgelassen wird dabei das Bedürfnis nach „demokratischer Kommunikation“, wie es Reinhard Tausch als Projekt der Nachkriegszeit formuliert hat, als Versuch durch Wertschätzung und Anerkennung die autoritäre Attitüde und dauernde Beschämung z.B. im Bildungsbereich, in den Institutionen der sozialen Arbeit, in Behörden etc. zu überwinden. Maasen hat nicht unrecht, wenn sie Probleme der Trivialisierung oder der Einvernahme der Menschen unter Regierungstechnologien aufgreift und einer kritischen Reflexion zuführen will. In dieser Allgemeinheit ist dies jedoch schwierig.

Reflexivität und Gouvernamentalität liegen bei der Beratung eng beieinander, so dass die frühe Beratungsforschung und die Beratungskritik sich zu Recht diesen Handlungstypus als professionelles Handeln vorgenommen haben und mit Oevermanns Theorie der Strukturmerkmale von Professionen zu Recht gefragt haben, welche Beratung denn in wessen Interesse ist. Das war in den 1980er Jahren und hat zu der in der Beratungsausbildung anerkannten Praxis des Kontraktierens auf der Basis des Dienstleistungsmodells von Goffman geführt. In der Supervision hat diese Frage als Frage des Kontraktes z.B. eine zentrale Rolle gespielt, wie auch als institutionelle Unabhängigkeit des Supervisors. Es ist aber einzuräumen, dass in bestimmten staatsnahen Beratungsformen diese Freiheit aufgehoben ist. Kri-

tisch ist dies vor allem in der § 218-Beratung von den Beraterinnen und Beratern selbst diskutiert worden.

Weiterhin haben sich in den 1990er Jahren und zwar durch politische Programme gesellschaftlicher Modernisierung z.B. das Schröder/Blair Papier 1999, die Ansprüche des Staates an das Individuum geändert. Als Medium der Übermittlung dieser Ansprüche spielt nun interessanterweise die Beratung eine völlig neue Rolle. Im Gegensatz also zum Ansatz der Therapeutisierung der „langen Siebziger“, wie die Autoren des vorliegenden Bandes argumentieren, wird hier dafür plädiert, die Epochen und die Institutionalisierung von Beratung genau zu unterscheiden. Wir haben nämlich heute einen anderen Staat als 1970. Doch dazu später.

Seit Ende der 1990er Jahre hat sich das Erwerbsleben deutlich gewandelt und ist im Sinne des „unternehmerischen Selbstes“, des Arbeitskraftunternehmers etc. individualisiert und projektförmig reorganisiert worden. Beratung für diesen Wandel in Form von Coaching und ähnlichen Formen ist deshalb heute eine ziemlich nachgefragte Beratungsform. Teamentwicklung, Förderung der Leistungsbereitschaft, Förderung der Kommunikation sind heute übliche Formen der Vereinbarungen von Supervision, Coaching und Beratung in Organisationen. Auf diese Entwicklung nehmen nun die Autoren des vorliegenden Bandes Bezug und konfrontieren diese Entwicklung mit Foucaults Theorie der Gouvernamentalität. Hier ist die Frage zu stellen, ob der foucaultsche Theorierahmen richtig gesetzt ist. Sind Beratung und Therapie immer Machttechniken? Wie ist dann mit dieser Macht umzugehen?

In der Tat ist der Prozess der Therapie, vor allem jener der Psychoanalyse eine Machttechnik, die durch die Fremdheit der analytischen Situation, vor allem aber durch die Abstinenz des Analytikers/der Analytikerin beim Analysanden oder der Analysandin eine tiefe Verunsicherung auslöst. Die täglichen Abwehrmechanismen brechen zusammen und die Analysandin oder der Analysand ist auf sich gestellt. Es kommt zu Wiederholungen, zu Übertragungen, zu Reinszenierungen etc., auf die dann eine analytische Antwort in Bezug auf wahrgenommene, unbewusste, zumeist kindliche Bedürfnisse erfolgt. Da die Abstinenz und die mit ihr einhergehenden Übertragungen, Regressionen und Widerstände nicht selten eine „negative therapeutische Reaktion“ hervorgerufen haben, wird heute das Modell im therapeutischen Raum kaum noch so puristisch angewendet, sondern mit anerkennenden und ich-stützenden Formen der therapeutischen Arbeit verbunden.

Gleichwohl ist die Theorie der Psychoanalyse, wie Uffa Jensen (S. 38) im zweiten Beitrag des vorliegenden Bandes andeutet, keine „Verdachtshermeneutik“. Die psychoanalytische Annahme, dass sich zwischen das Selbst und seine Erfahrungen eine psychologische Ebene wie ein Art Störfaktor schiebt, mit dem das eigene Erleben unsagbar, aber auch manipulierbar und letztlich dem eigenen Selbst entfremdet wird, ist heute z.B. durch die Traumaforschung nachgewiesen. Jensen nimmt hier kritisch, aber nicht überzeugend, das Phänomen von „Sprachzerstörung und Rekonstruktion“ auf, dass nämlich Traumatisierungen etc. zur Dissoziation von Sprache und Erleben führen. Gleichzeitig – um die andere Seite auch zu würdigen – enthält

der Beitrag von Jensen historisch und bezogen auf die disziplinäre Entwicklung in der Therapie wichtige Hinweise. So referiert die Verfasserin die Ausbreitung von Beratung in den 1920er Jahre durch das Aufsteigen der Disziplin „beratende Psychologie“ zur Konzipierung von Lebensbahnberatung (S. 41/42). Aber auch hier wird wieder viel vermischt. Die staatliche Berufsberatung, die verbunden mit dem aufsteigenden Nationalsozialismus zur Berufslenkung wurde, ist etwas ganz anderes als die Sexualberatung der Sexualreformbewegung in der Weimarer Zeit, die sich mit Beratung gegen das Verbot der Verhütung (Unzuchtparagraph), gegen illegale Schwangerschaftsabbrüche und sexuelle Diskriminierung wendete (von Soden 1988). Das kann man nicht alles in einen Topf schmeißen.

Gegenüber der Therapie ist nun die Beratung völlig anders zu begründen. Sie entstammt einer „Erfahrungsarmut“ (Sprey 1967) und wird als Ratbedürftigkeit schon von Aristoteles beschrieben. Foucault selbst hat in der *Epimeleia cura sui*, in der Selbstsorge, auch das Gespräch mit dem Philosophen als reflektierendes Gespräch und als *Parrhesia* – jemandem die Wahrheit sagen – integriert. Die Autoren des Herausgeberbandes sparen sich nun diese Differenzierungen und generalisieren statt dessen.

Die Argumentation von Uffa Jensen hat drei abgrenzbare Figuren. Auch hier wird mit dem Titel „Psychowissen – eine genealogische Notiz“ bereits zu Beginn deutlich eine Wertung in Richtung Trivialisierung von Beratung vorgenommen. Die erste Figur von Uffa Jensen bezieht sich auf die bereits erwähnte psychoanalytische Technik der Rekonstruktion von sprachlich zerstörtem Erleben. Hier soll nicht in Abrede gestellt werden, dass viele der psychoanalytischen Annahmen und Konstrukte sich als falsch erwiesen, andere jedoch, z.B. die Bindungstheorie im Kontext der Kleinianischen Psychoanalyse, heute gerade wieder ein Comeback feiern – wegen belastbarer empirischer Forschung. Hier kann man nur hoffen, dass diese Erkenntnisse bald auch den Kindern von Nutzen ist, anstatt diese vorwiegend pharmakologisch zu behandeln. Jensens Überlegungen sind vor allem professionstheoretisch und kulturtheoretisch begründet. Sie beschreibt den Einfluss der Psychoanalyse auf das moderne Denken und ihre Verbreiterung außerhalb des therapeutischen Raums. Die zweite Figur von Jensen bezieht sich auf die Entwicklung der beratenden Psychologie und „Psychotechnik“ und schließlich beschreibt sie das energetische, kontrollierte und funktionsfähige Normalself des frühen 20sten Jahrhunderts am Beispiel einer Kasuistik. Auch hier wird die Absicht des von Jensen aufgeführten Falls G., der einen langen Brief an seinen Analytiker schreibt, als Selbstdisziplinierungstechnik beschrieben. Das kann man sicherlich aus einer kulturtheoretischen Forschungsperspektive heraus tun. Es wäre aber spannender gewesen, wenn Uffa Jensen sich mit dem Spannungsfeld von Reflexion und Selbstreflexion und Selbstdisziplinierung in der Therapie auseinandergesetzt hätte. Gadamer hat Reflexion den freien Blick auf das Selbst genannt und der Mündigkeit zugeordnet. Den Beitrag von Therapie und Beratung hier völlig in Abrede zu stellen, bedarf eines schlüssigeren Beweises als Jensen ihn bietet.

In seinem Beitrag „Psychoboom“ zeigt Maik Tändler an Hand historischer Entwicklungen in der Bundesrepublik auf, wie sich die Facetten psychologischen Denkens in der Bundesrepublik organisiert haben. Reflektierend und kompetent ist dabei die Beschreibung der Psychiatriereform. Etwas unklar bleibt die Denkfigur des Zusammenhangs von politischer Demokratisierung und Reflexivität. Zwar führt Tändler den Sozialpsychologen Johann August Schüle in auf, der einen Wechsel in der Beratungspraxis von der Reflexivität zum Training ausmacht und damit einen entscheidenden Bruch in der Konzipierung von Demokratie und Selbstreflexivität thematisiert. Tändler hätte aber besser daran getan, weniger zynisch z.B. mit dem Beitrag von Alexander und Margarete Mitscherlich umzugehen und sich stärker habitustheoretisch mit dieser Epoche der 1960er und 1970 Jahre auseinanderzusetzen. Untertanengeist, Ressentiments, private Gewalt, das sind doch alles keine Erfindungen, sondern reale soziale Probleme dieser Epoche gewesen, die beschrieben und reflektiert werden mussten und nach Veränderung drängten. Viele Gesetze aus der nationalsozialistischen Zeit waren bis in die 1960er Jahre in Kraft und wirkungsmächtig. Dass hier von engagierten Psychoanalytikern und anderen intellektuellen Reflexionen über die geistige Situation dieser Zeit angestoßen wurden, kann doch nicht unter dem Dach der Gouvernamentalität zusammengefasst werden. Man kommt aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Dass es die andere Seite der Psychotechniken, der Ratgeber gab und das Projekt einer geschützten und reflexiven Psychologie dabei in den Hintergrund gedrängt wurde, soll ja gar nicht unterschlagen werden. Auch die Medialisierung der Beratung und Therapie, die in den 1980er Jahren eingesetzt hatte und der leider auch Personen wie Reinhard und Annemarie Tausch oblagen, ist kritisch zu sehen und findet heute ihre beschämende Fortsetzung in den Privatsendern. Aber die gesellschaftliche Entwicklung sollte differenzierter wahrgenommen und die Lust an der foucaultianischen Dekonstruktion reflexiv kontrolliert werden. Daneben findet man im Beitrag von Tändler viele wichtige historische Informationen und reflektierte Beschreibungen zur Entwicklung der Beratung und des Ratgebens.

Einen sehr guten strukturierten Beitrag, angefangen von der Offenlegung des Erkenntnisinteresses über die historischen Entwicklungslinien zu einer Systematik der Kritik der Therapeutisierung der Familie stellt der Beitrag von Elberfeld dar. Gleichwohl hätte sich jemand, der mit Beratung professionell zu tun hat, gewünscht, dass der Beitrag von Horst Eberhardt Richter z.B. zum Beginn der Familientherapie in Deutschland nicht ausschließlich in Richtung Klientifizierung der Familie gedeutet würde. Man muss, um das Lebenswerk Richters zu beurteilen das Bild des Kindes in der Kindertherapie der NS Zeit und der „neuen deutschen Seelenheilkunde“ berücksichtigen. Dann versteht man besser, dass Richter mit seinem Ansatz, wie viele andere Therapeuten auch, die in der Kinderpsychiatrie bis dahin geltenden Grundsätze von Erbinderwertigkeit, Vererbung seelischer Störungen oder auch Konzepte wie Verwöhnung etc. durch an die Grundrechte des Kindes anknüpfende, neue Deutungsmuster ersetzt und damit ein neues Verständnis

zur Situation des Kindes begründet hat. Erst wenn dies berücksichtigt wird, kann fair eingeordnet werden, mit welchem Erkenntnisinteresse Horst Eberhard Richter und andere die Kinderpsychiatrie, die ja seit 1937 in Deutschland eine eigene Disziplin darstellt und bis zum Tod von Werner Villingen zu Beginn der 1960er Jahre das Konzept von Sichten und Selektieren vertreten hat, praktisch und diskursiv reformiert haben. Ansonsten finden Leserinnen und Leser in diesem Beitrag nicht nur viele Informationen zur Geschichte und Theorie der Familientherapie. Sie erhalten auch wirklich wichtige Impulse zur Kritik bzw. kritischen Sichtweise. Dieser Text von Elberfeld ist an vielen Punkten als Lehrtext an Fachhochschulen und Universitäten zur kritischen Geschichte der Familientherapie verwendbar – und zwar – bis auf die vorgebrachten Einwände – aufgrund seiner guten Strukturierung, Quellenvielfalt und klaren argumentativen Struktur. Sein Gewinn liegt zudem darin, die „systemische Wende“ in der Therapie von ihrer Selbstüberhöhung zu kurieren und deutlicher mit der Alltagsperspektive von Familien zu konfrontieren.

Ähnlich wie der Beitrag zur Therapeutisierung der Familie ist auch der Beitrag zum Stress und der Ratgeberliteratur in den 1970er Jahren von Patrick Kury gewinnbringend, insofern hier sehr detailliert Entwicklungslinien der Stressforschung und ihre Einmündung in Konzepte der Salutogenese, Gesundheitsprävention etc. vorgestellt werden. Patrick Kury referiert aber auch die Bedeutung der Ratgeberliteratur und deren „industrielle Organisation“ und Entwicklung zu einer Kultur der Selbsttechnik.

Eine theoretisch ebenfalls vielversprechende Arbeit ist jene zum „New Age“, das heißt die Vermischung der Psychologie mit spirituellen, mystischen, okkulten Strömungen, die um Ganzheitlichkeit kreisten. Im Beitrag von Pascal Eitler ist die Strömung des New Age, mit dem Fokus auf Körper, Selbstheilung und der Absage auf die Vernunft, Kritik und Reflexion in Beratung und Therapie ziemlich gut beschrieben und so kommt man hier wirklich dem nahe, was zu Beginn des Bandes als Psychoboom bezeichnet wurde. Dieses Phänomen mit seiner Verknüpfung von Körpertechniken mit Heils- und Weisheitslehren ist vielleicht eines der deutlichsten Zeichen für das vorläufige Ende kritischer Vernunft und für das Entstehen der „neuen Innerlichkeit“, den Habitus des „Wutbürgers“ eingeschlossen. Zwillig dieser New-Age Körper-Lehren dürften die von Annika Wellmann beschriebenen Sexualtherapien sein. Mit dieser zeitlichen und theoretischen Präzisierung der Trivialisierung von Beratung in den 1980er Jahren geben die Autoren der Beratungsforschung wichtige neue Impulse und erreichen hoffentlich praktische Wirksamkeit. Zu wünschen ist, dass alle Supervisoren und Berater, die ihre akademischen Ausbildungen dann mit einer Praxis des Buddhismus, der Aryurveda Ernährung und ähnlichem „zieren“ durch die Beiträge ernüchert in einen kritischen Reflexionsprozess einmünden.

Dann wieder ist die Art wie über Wachkoma-Patienten und Hirnverletzte im Sinne der Vermutung einer Therapeutik geschrieben wird, ethisch abstoßend und wissenschaftlich unzureichend: „Zu einer Geschichte des Wachkomas gibt es derzeit nicht

viel zu sagen. Herumliegende Körper hat es zu allen Zeiten gegeben.“ (S. 211). „Die Tendenz in komatösen Körpern zunehmend therapeutisches Potenzial zu erkennen, möchte ich als Therapeutisierung bezeichnen“. Solche Sätze kommen im Beitrag von Christian Hoffman reichlich vor, sind nicht rezensierbar, sondern nur mit Gegenrede zu beantworten. Ein Mensch im Koma ist eine Person, hat als solche eine Würde und unveräußerliche Rechte. Dass sich in Krankheit, Demenz und Sterblichkeit der Körper eines Menschen in die Vordergrund schiebt, mag eine Herausforderung an das ethische Handeln sein. Vielleicht auch, dass wir angesichts von Endlichkeit handlungsfixiert zum Agieren neigen, jedoch ist nicht zu rechtfertigen, wie der Autor über Menschen im Wachkoma urteilt.

Insgesamt ist das Buch an vielen Stellen ein gewinnbringender beratungswissenschaftlicher Beitrag, wenn auch kritisch eingeschränkt werden muss, dass die Autoren, obwohl historisch qualifiziert, die „langen Siebziger“ sehr isoliert und viel zu wenig aus ihren eigenen historischen Bezügen heraus erklären. Die Generation der 1970er sind die „Kinder der Kriegskinder“ und reflektieren derzeit, wenn man die Literatur verfolgt, die Folgen dieser „Kriegskindheiten“. Tobias Brocher schreibt dieser Zeit den Versuch zu, sich selbst von „den langen Schatten des Krieges“ quasi durch Beratung und Therapie „zu entgiften“. Dass dies in eine teilweise problematische Entwicklung gemündet hat und einvernommen wurde durch Strategien der Fremdführung (Gouvernementalität), soll, wie gesagt, nicht in Abrede gestellt werden. Aber nicht alles, was in den langen Siebzigern war, ist Psychoboom. Den Autoren ist zu wünschen: weniger Deduktion, mehr Bereitschaft zur Binnenperspektive, weniger Entwertung und Verzicht auf Vermischungen und Beschädigungen von Persönlichkeiten, die unseren Respekt verdienen.

Katharina Gröning